

# Impressionen zum „Sonnengesang“ des hl. Franz

Franz-Josef Steinmetz SJ, Frankfurt/Main

Als zu Beginn dieses Jahres im Münchener „Haus der Kunst“ die Ausstellung „Nofretete – Echnaton“ zu sehen war, bei der u. a. Teile des Sonnenhymnus von Amarna (auf raffinierte Weise filmisch illustriert) zum Vortrag kamen, zeigten sich die zahllosen Besucher offensichtlich beeindruckt und erbaut. Wenn nunmehr zum 750. Todestag des Franz von Assisi (3. Oktober 1226) vielerorts Jubelfeiern abgehalten werden und dabei auch sein bekannter Sonnengesang eine Rolle spielen wird, dann mag sich mancher davon ein ähnlich positives Echo erwarten. Das Frage- und Antwortspiel der folgenden Zeilen will diese Vorfreude keineswegs trüben. Es möchte im Gegenteil dazu beitragen, daß die Wieder-Aufnahme des alten Liedes auf fruchtbaren Boden fällt.

Höchster, allmächtiger, guter Herr,  
dein sind Ehre, Lob und Ruhm und aller Segen.  
Du allein bist würdig, sie zu empfangen, und kein  
Mensch ist würdig, dich zu nennen, o Höchster.

Gelobt seist du, mein Herr!  
Mit all deinen Geschöpfen,  
vor allem mit der edlen Schwester Sonne.  
Sie bringt uns den Tag und das Licht,  
von dir, du Höchster, ein Gleichnis.

Gelobt seist du, mein Herr!  
Durch Bruder Mond und die Sterne.  
Du hast sie am Himmel gebildet,  
klar und kostbar und schön.

Gelobt seist du, mein Herr!  
Durch Bruder Wind und die Luft,  
durch bewölkten und heiteren Himmel und jegliches Wetter;  
so erhältst du deine Geschöpfe am Leben.

Gelobt seist du, mein Herr!  
Durch Schwester Wasser,  
so nützlich und demütig,  
so köstlich und keusch.

Gelobt seist du, mein Herr!  
 Durch Bruder Feuer,  
 mit ihm erleuchtest du uns die Nacht.  
 Er ist schön und freundlich, gewaltig und stark.

Gelobt seist du, mein Herr!  
 Durch unsre Schwester, die Mutter Erde;  
 sie trägt und erhält uns,  
 bringt vielerlei Früchte hervor  
 und Kräuter und bunte Blumen.

Gelobt seist du, mein Herr!  
 Durch alle, die vergeben in deiner Liebe,  
 die Krankheit und Trübsal ertragen.  
 Selig, die dulden in Frieden;  
 sie werden von dir, o Höchster, gekrönt.

Gelobt seist du, mein Herr!  
 Durch unsern Bruder, den leiblichen Tod;  
 kein lebender Mensch kann ihm entrinnen.  
 Weh denen, die sterben in tödlichen Sünden.  
 Selig, die der Tod trifft in deinem heiligsten Willen,  
 denn der zweite Tod kann ihnen nichts antun.

Lobt und preist meinen Herrn und dankt  
 und dient ihm in großer Demut.

# I.

Nicht gerade günstig scheint es zunächst einmal zu sein, daß meines Wissens keine Vertonung dieses Gesanges existiert, die allgemein vertraut ist und gerne gesungen wird. Das aber war doch wohl die erklärte Absicht seines Verfassers: „Die Hymne wurde, solange Franz lebte, nicht aufgeschrieben. Er prägte sie den Brüdern mündlich ein und dachte sie mit diesem Sang als Spielleute des Herrn in alle Welt zu senden“<sup>1</sup>. Es handelt sich also um ein schlichtes, frommes Gebet, das gesungen werden will, nicht hingegen um ein besonderes kunstvolles lyrisches Gedicht, über dessen literarischen Rang man streiten soll. Auch die hier abgedruckte Übertragung, die dem Original noch am nächsten zu kommen schien, kann die fehlende Musik nicht ersetzen. Erfreulicherweise hat inzwischen das neue „Gotteslob“ dieses Anliegen aufgegriffen (Nr. 285) und wenigstens

<sup>1</sup> Franz von Assisi, *Die Werke*, Hamburg 1958 (Rowohlt), 178. Die Übersetzung wurde dem „Gotteslob“, Nr. 285, entnommen.

einige Kehrvers-Melodien für den Gemeindegesang vorgelegt. Darf man hoffen, daß dieser Versuch mehr Erfolg haben wird als die bisherigen der jüngsten Zeit?

## II.

Keinerlei Schwierigkeit sollte eigentlich der Gedanke bereiten, daß der sogenannte „Sonnengesang“ ein direktes Preis- und Danklied ist. Denn das ist offensichtlich der Tenor, der alle Strophen durchzieht:

Gelobt seist du, mein Herr!

Das ist ebenso seine eindringliche Einleitung wie sein feierlicher Schluß:

Lobt und preist meinen Herrn und dankt  
und dient ihm in großer Demut.

Das ist vor allem der entscheidende Unterschied zum anfangs erwähnten und so sehr bestaunten Sonnenhymnus von Amarna, in dem keinerlei direkter Ausdruck des Dankes, geschweige denn der demütigen Unterwerfung begegnet, ganz abgesehen davon, daß in ihm die Sonne nicht etwa als Geschöpf, sondern als Schöpfer aller Dinge beschrieben wird (wie es den altorientalischen Sonnengesängen wohl überhaupt entspricht). Vielmehr geht es in ihm um eine zwar äußerst kunstvolle, reichhaltige Beschreibung der Sonnen-Allmacht, die aber letzten Endes den Glanz und die Herrlichkeit des Sängers und seine Einsicht um so mehr betont: „Es gibt keinen anderen, der dich wirklich kannte, außer deinem Sohne König Nefereprurê-Wanrê; du läßt ihn kundig sein deiner Pläne und deiner Macht“<sup>2</sup>.

Franziskus hingegen will nur eines kennen:

Höchster, allmächtiger, guter Herr,  
dein sind Ehre, Lob und Ruhm und aller Segen.  
Du allein bist würdig, sie zu empfangen und kein  
Mensch ist würdig, dich zu nennen, o Höchster.

Er singt also alles andere als ein bloßes Sonnenlied, das die wirkliche Welt aus den Augen verliert, wie es einige superkluge Theologen unserer Tage beklagen<sup>3</sup>. Er leugnet keineswegs die Abgründe des Lebens und seine Undurchschaubarkeit. Auch für ihn bleibt Gott unbegreiflich und nicht einmal nennbar. Aber unbezweifelbar bleibt ebenso: Wenn etwas für die Existenz eines Christen wesentlich ist, dann sicher die Danksagung (Kol 3, 17). Der Sinn des menschlichen Lebens hängt davon ab, ob wir Gott loben, und erst wenn wir den gefunden haben, den wir uneingeschränkt loben können,

<sup>2</sup> Katalog zur Ausstellung „Nofretete – Echnaton“, München 1976.

<sup>3</sup> Vgl. F.-J. Steinmetz, *Danksagung unter Illusionsverdacht*, in: GuL 44 (1971) 408–424.

sind wir gewissermaßen ohne Beschwerde und Sorge, jenseits von allem, selbstvergessen.

Daß hier keine „sommerliche“ Spiritualität propagiert werden soll, die dann versagt und ungütig wird, wenn die Sonne einmal nicht mehr scheint oder winterliche Frosteinbrüche das Leben erschweren, dafür sprechen allein schon die Umstände, unter denen dieses Lied entstanden ist. Der franziskanische „Sonnengesang“ stammt aus der Zeit nach dem Empfang der Wundmale, also Herbst 1224. Er ist „eine köstliche Frucht aus jenen Tagen, da Franziskus nahezu erblindet in einer armseligen Hütte aus Stroh bei St. Damian krank und hilflos lag und noch dazu von Mäusen arg geplagt wurde“<sup>4</sup>. Sei es nun, daß er nichts dagegen unternehmen wollte – vermutlich hätte man ihn überall mit größter Hingabe aufgenommen – sei es auch, daß er körperlich zu geschwächt und der Verzweiflung so nahe war, daß er nichts mehr tun konnte, jedenfalls rettete er sich schließlich durch ein neues Werk: den Dank an Gott für alle Kreaturen. Es war sein erstes und einziges Gedicht, übrigens das erste Gedicht in italienischer Sprache, das wir kennen, allerdings in der urchristlichen Form der Psalmodie. Dies, und nicht etwa eine sommerlich-überschwengliche Naturbegeisterung, ist der wahre existentielle Hintergrund seiner Entstehung.

### III.

Damit aber ist uns ein Hinweis gegeben, der es einigermaßen fragwürdig werden läßt, ob der Titel „Sonnengesang“ überhaupt sinnvoll ist, ob er nicht vielmehr den Blick für Wesentliches verstellt, was hier zum Ausdruck kommen will. Gewiß lobt Franz den Herrn vor allem (specialmente) für den Bruder, den Sonnenball, wie man den italienischen Urtext wörtlich übersetzen könnte. Aber das tut er nur in einer Strophe. Die übrigen handeln jeweils von einer anderen Kreatur, also vom Mond und den Sternen, vom Wind, von der Quelle, vom Feuer, von der Erde und ihren vielerlei Früchten, von barmherzigen und friedfertigen Menschen, ja sogar vom Tod, den man gewöhnlich eher als Un-Natur zu bezeichnen geneigt ist. In der Tat findet man in den verschiedenen Ausgaben häufig die Überschrift „Gesang von den Geschöpfen“, gewöhnlich überschrieben „Von dem Bruder Sonne“. Wann und von wem er zum ersten Mal „Sonnengesang“ genannt wurde, ist mir nicht bekannt. In den alten Handschriften ist vielmehr die Rede vom „Loblied auf die Geschöpfe“ oder von „Lobpreisungen der Geschöpfe“. In der ersten Lebensbeschreibung durch Celano heißt es: „Gleichwie einst die drei Jünglinge im Feuerofen die Elemente zum

<sup>4</sup> *Die Schriften des hl. Franziskus von Assisi*. Einführung, Übersetzung, Auswertung von K. Esser u. L. Hardick, Werl 1951, 16.

Lob und Preis des Schöpfers aufforderten, so wurde auch dieser Mann, vom Gottesgeist erfüllt, nicht müde, in allen Elementen und Geschöpfen den Schöpfer und Lenker des Alls zu preisen, zu loben und zu benedizieren<sup>5</sup>. Dieses Lied der drei Jünglinge (Dan 3, 57–88) sowie das Buch der Psalmen (z. B. Ps. 104; Ps 19) und nicht so sehr die weitverbreiteten Sonnengesänge sind viel sinnvoller als die Tradition zu bezeichnen, aus der heraus Franziskus sein Loblied verfaßte.

Gerade dies aber gibt wiederum Anlaß, zu bedenken, wie es genauer zu verstehen sei, und ob und wie wir Christen von heute es nachvollziehen könnten. Denn bei allem Sinn für Danksagung und Lobpreis, den es auch in unserer Zeit, auch und gerade unter jungen Menschen gibt, steht doch das heilsgeschichtliche, christozentrische Loblied offensichtlich im Vordergrund. Franziskus scheint vor allem oder wenigstens eher von einem theozentrischen, kosmischen Bewußtsein erfüllt zu sein. Wir hingegen, die Stadtmenschen von heute, umgeben von Stahl- und Betonklötzen, nahezu eingeschlossen unter einer Dunst-Glocke von Abgasen und industriellen Gift-Wolken: wann sehen wir endlich einmal wieder klare und schöne Sterne, Buntblumen, Kräuter und Ähren, wo erfahren wir noch köstliches und keusches Wasser oder auch nur frischen Wind? Und wenn dies – trotz allem – immer wieder einmal möglich wird, bedarf es dann nicht anderer Worte, um unsere abgestumpften Sinne zu beleben, damit wir staunen und loben können?

Die Milchstraßen singen Gottes Ruhm.

Arktur ist zwanzigmal größer als die Sonne

und Antares 487mal heller als ihr Schein.

Sigma des Dorado hat den Glanz von dreihundert Sonnen,

Alpha des Orion entspricht 27 Millionen Sonnen,

und Aldebaran hat einen Durchmesser von 50 Millionen

Kilometer;

Alpha der Leier, dreihunderttausend Lichtjahre von uns

entfernt,

und der Nebel des Bootes, 200 Millionen Lichtjahre weit,

sie alle künden das Werk seiner Hände<sup>6</sup>.

Ich meine durchaus, daß solches Beten oder Sprechen heute sinnvoll und nötig ist.

#### IV.

Aber wir täuschen uns, wenn wir meinen, Franziskus habe – im Gegensatz zu uns Heutigen, in einem konfliktlosen, naiv-heiteren Aufstieg von den

<sup>5</sup> A.a.O. 16.

<sup>6</sup> E. Cardenal, *Zerschneide den Stacheldraht. Lateinamerikanische Psalmen*. Wuppertal-Barmen 1970.

Geschöpfen zu Gott gefunden. Keineswegs war er blind für die Rätsel und Widersprüchlichkeiten der Natur, für die wilden und zerklüfteten Gegenden, wo man beißt und gebissen wird, wo man einander den Tod bringt. Nicht ohne Grund rang er oft wochenlang in tiefster Einsamkeit mit diesem unauslotbaren Geheimnis, das in allem lebt und das wir Gott nennen. Nur durch die Erfahrung des christlichen Glaubens, durch das WORT, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt, sozusagen auf mystischem Weg hat Franziskus Gott gefunden. Und dann konnte er alles von Gott her sehen, wie es G. K. Chesterton in seinem Franziskus-Buch außerordentlich treffend beschreibt: „Für den einen ist die Lebensfreude eine *Ursache* des Glaubens, für den anderen ein *Erlebnis* des Glaubens. Eine Auswirkung dieser Verschiedenheit aber ist es, daß das Gefühl der Abhängigkeit von Gott . . . dem Heiligen das helle Tageslicht bedeutet. Da er in einem mystischen Sinn jenseits der Dinge steht, sieht er diese Dinge aus dem Göttlichen hervorgehen, wie Kinder, die aus einem wohlbekannten Haus hervorgehen, statt daß man sie zuerst, wie es den meisten von uns geschieht, auf den Straßen der Welt trifft . . . Für uns sind die Elemente wie Herolde, die uns im Waffenrock und mit Trompeten verkünden, daß wir uns der Stadt eines großen Herrn nähern; er aber begrüßt sie mit einer alten Vertraulichkeit, die fast an Leichtfertigkeit grenzt. Er nennt sie seinen Bruder Feuer und seine Schwester Wasser“<sup>7</sup>. Auf diese Weise werden alle Dinge als Gaben gesehen, als Boten, die mit ihrer ganzen Existenz Anrede und Botschaft sind, sogar das Feuer.

Kein Zweifel, daß uns heute der Weg von den Geschöpfen zu Gott vielfach versperrt erscheint und es auch tatsächlich ist, denn, wenn Gott dort west, wo die Liebe ist, dann muß eine liebeleere Welt ihn notwendig als abwesend erfahren. Ob dies nicht aber gerade Grund genug ist, noch einmal den umgekehrten Weg, den Franziskus gegangen zu sein scheint, aufs Neue zu versuchen? Ich sehe zumindest nicht, daß irgendeine Erkenntnis in unserer Welt uns endgültig davon abhalten könnte (vgl. Röm 8, 35–39), mögen die Dinge sozusagen in sich selbst auch noch so zweideutig oder gar vieldeutig erscheinen.

Gelobt seist du, mein Herr, denn es gibt ja auch in unserer Zeit – nicht nur in der des Franziskus – Menschen,

die vergeben in deiner Liebe,  
die Krankheit und Trübsal ertragen.

Was bedeutet das anders, als daß sie uns alle ermutigen, es ihnen gleich zu tun. Aber nicht bloß das! Wie könnte so etwas möglich sein, ohne die

<sup>7</sup> Zitiert bei M. v. Galli, *Gelebte Zukunft: Franz von Assisi*. Luzern und Frankfurt/Main 1970, 227.

Wahrheit des Geheimnisses, aus dem heraus es Wirklichkeit wurde. Vor allem durch solche Menschen wird offenbar, daß Gott ist und daß er der ganz Andere ist – größer als unser Herz (1 Jo 3, 20) – der unermesslich mehr tun kann und wird, als wir zu erhoffen wagen.

## V.

Nur so wird es schließlich auch verständlich, daß Franziskus sein berühmtes Lied mit einem Lobpreis des Todes beendet:

Gelobt seist du, mein Herr!  
Durch unsern Bruder, den leiblichen Tod;  
kein lebender Mensch kann ihm entrinnen.

Ob es bedeutungsvoll ist, daß diese Strophe in der ursprünglichen Fassung fehlte? Ich meine ja! Erst als sein Körper gänzlich versagte, erst als der Arzt ihn aufgab, dichtete Franziskus als Ausklang seines Hymnus wiederum in Assisi den Preis des Todes. Gewiß hat er auch vorher schon den Tod bedacht, denn wer ihn nicht bedenkt, hat sein Leben verkannt. Aber die Intensität dieses Gedankens wird auch bei ihm – wie bei uns allen – im Laufe des Lebens gewachsen sein, bis er schließlich inmitten des Liedes, das die Geschöpfe besingt, seinen entscheidenden Platz fand, die Krone, die alles zusammenhält.

Ohne diesen krönenden Gedanken würde alles Vorhergehende unter dem Verdikt des Predigers stehen, der uns sagt: „Alles ist eitel und Haschen nach Wind“ (2, 11). Zumindest würde die Klage über die Kälte des Todes jedes Sonnenlob letzten Endes übertönen, wie es in alten und neuen Sonnenliedern unüberhörbar geschieht. Dabei denke ich vor allem an Ingeborg Bachmann<sup>8</sup>, deren Gedichte mit Worten wie Sonne, Sommer, Sonnenschiff, Auge, Mittag, Licht auffällig durchsetzt sind. Um so schmerzlicher empfindet man ihren kaum verschleierte Untergang:

Fall ab, Herz, vom Baum der Zeit,  
fällt, ihr Blätter, aus den erkalteten Ästen,  
die einst die Sonne umarmt,  
fällt, wie Tränen fallen aus dem geweiteten Aug!

Sogar ihr vielzitiertes Gedicht „An die Sonne“, das man mit guten Gründen als den Sonnenhymnus unseres Jahrhunderts bezeichnen könnte („nichts Schöneres unter der Sonne als unter der Sonne zu sein“), kann nur mit einer entsetzten Ahnung enden:

<sup>8</sup> Die folgenden Zitate sind entnommen der Serie Piper: I. Bachmann, *Die gestundete Zeit. Anrufung des großen Bären. Gedichte*. München 1974.

Schöne Sonne, der vom Staub noch die größte Bewundrung  
 gebührt,  
 drum werde ich nicht wegen dem Mond und den Sternen  
 und nicht,  
 weil die Nacht mit Kometen prahlt und in mir  
 einen Narren sucht,  
 sondern deinetwegen und bald endlos und wie um nichts sonst  
 Klage führen über den unabwendbaren Verlust meiner Augen.

Ich würde es für ziemlich töricht halten, wollte man diesen Stimmungs-  
 unterschied schnellfertig auf den Unterschied zwischen Glaube und Un-  
 glaube zurückführen. Auch die letzten Worte des Franz von Assisi, ge-  
 sungen mit lauter Stimme, sind weder klaglos noch fröhlich-naiv:

Mein Leben verengt sich, du kennst meinen Weg (Ps 142).

Man könnte sie mit einem Vers aus Bachmanns Gedicht „Früher Mittag“  
 verdeutlichen:

Nur die Hoffnung kauert erblindet im Licht.

Die Botschaft hingegen, die sein Loblied abschließt, handelt von dem,  
 was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat. Es sind Anspielungen an  
 apokalyptische Worte, die ein Engel Gottes einst dem Seher auf der Insel  
 Patmos mitteilte, als er die Gottesstadt beschrieb: „Siehe! Die Wohnung  
 Gottes bei den Menschen! Er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein  
 Volk sein, und er, Gott wird mit ihnen sein, und alle Tränen von ihrem  
 Angesicht abwischen; und der Tod wird nicht mehr sein und kein Leid,  
 kein Jammer und keine Mühsal, denn das erste ist vergangen . . . Aber den  
 Feigen, Ungläubigen . . . und allen Lügneren wird ihr Erbteil beschieden  
 sein im lodernden Feuer – und Schwefelfeuer! Das ist der zweite Tod“ (21,  
 3–8). Und weiter: „Keine Nacht wird es mehr geben, sie bedürfen nicht  
 mehr Lampen- oder Sonnenlicht: denn Gott der Herr, wird sein Licht über  
 ihnen leuchten lassen, und sie werden herrschen in alle Ewigkeit“ (22, 5).  
 Bei Franziskus heißt das schlicht und einfach:

Weh denen, die sterben in tödlichen Sünden.

Selig, die der Tod trifft in deinem heiligsten Willen;  
 denn der zweite Tod kann ihnen nichts antun.

Aber, daß dies so sein wird, und daß dies die Zukunft ist, die wir erwarten  
 dürfen, das zu sehen ist keine Möglichkeit, die jedermann und jederzeit  
 im gleichen Maß gegeben ist. Ich bin sicher, daß sich zahllose Menschen von  
 heute durch Ingeborg Bachmanns Klagen weit eher getroffen und ver-  
 standen fühlen als durch Franziskus' Jubelrufe. Sie leugnen nicht so sehr  
 den Glanz und die Wohltat der Sonne, aber die Erde hat ihnen ihr Licht  
 verstellt, diese unsere Erde mit ihren heimlichen Einsamkeiten und unend-  
 lichen Schmerzen, aus welchen dennoch dieser „Psalm“ entstand:



O Augen, an dem Sonnenspeicher Erde verbrannt,  
mit der Regenlast aller Augen beladen,  
und jetzt versponnen, verwebt  
von den tragischen Spinnen  
der Gegenwart . . .

Ingeborg Bachmann lebte nach Aufhalten in München und Zürich viele Jahre in Rom, wo sie am 17. Oktober 1973 an den Folgen einer Verbrennung verstarb, also im gleichen Monat wie Franziskus und, wie er, noch keine fünfzig Jahre alt. Jedoch das fünfzehnte ihrer „Lieder auf der Flucht“ schließt mit Worten, die auch der Einsamste der Einsamen unserer Tage noch flüstern kann:

Nur Sinken um uns von Gestirnen. Abglanz und Schweigen.  
Doch das Lied überm Staub danach  
wird uns übersteigen.

## Von Christus ergriffen und neu gestaltet: Franz von Assisi

Justin Lang OFM, Freiburg i. Br.

Franz von Assisi ist viel größer und geheimnisvoller, als er beim ersten Blick – auch dem Gläubigen – erscheint. Er übertrifft alle Erwartungen, mit denen man sich seiner Gestalt und seinem Leben naht. Die unaufhaltsam wachsende Faszination, die den gefangennimmt, der sich mit dem Geheimnis seines Lebens befaßt, scheint zunächst unerklärlich, hat aber in Wirklichkeit sehr plausible Gründe. Alle maßgeblichen Franziskusinterpreten sind sich darin einig, daß in der Begegnung und Darstellung Christi das eigentliche Gestaltprinzip dieses Heiligen zu erblicken ist. Schon Thomas von Celano weist in diese Richtung, wenn er schreibt: „Immer war er mit Jesus beschäftigt. Jesus trug er stets im Herzen, Jesus im Munde, Jesus in den Ohren, Jesus in den Augen, Jesus in den Händen, Jesus in allen seinen Gliedern“<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> 1 Cel. 115; V, 187 (Zitiert nach: Thomas von Celano, *Leben und Wunder des heiligen Franziskus von Assisi*. Franziskanische Quellenschriften, Bd. 5. Dietrich-Coelde-Verlag, Werl 1964).